

## Der Kongreß der Hugo Obermaier-Gesellschaft 1953 in Koblenz und die daran anschließende Exkursion nach Frankreich

Von Gisela F r e u n d

Der Schwerpunkt der Tagung der Gesellschaft vom 7.—19. April 1953 lag auf der zehntägigen Exkursion durch die Höhlengebiete Frankreichs. Aus diesem Grunde wurde der in Koblenz abgehaltene und zeitlich verkürzte Kongreß mit Ausnahme des öffentlichen Festvortrags auf das rein Arbeitsmäßige beschränkt. Die auch in diesem Jahr wiederum zahlreich eingegangenen Briefe und Telegramme von Mitgliedern und Förderern der Gesellschaft, besonders aus dem Ausland, bewiesen die rege Anteilnahme derjenigen, für die die Anreise nach Koblenz zu weit und zu kostspielig war. Das galt vor allem für die Kollegen aus Österreich und Jugoslawien, denen erst recht die Teilnahme an der Frankreichexkursion nicht möglich war.

Es konnte als ein guter Auftakt betrachtet werden, daß der Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn, zu Beginn der Tagung den ersten Halbband von Quartär VI, dem Jahrbuch der Gesellschaft, als soeben erschienen vorlegte und daß damit zugleich alle Mitglieder den Bericht über die Tagung 1952 in Regensburg als Sonderdruck überreicht bekamen.

Die Reihe der Vorträge aus dem Zyklus der mehr naturwissenschaftlich ausgerichteten Themen eröffnete Fl. Heller - Erlangen mit grundsätzlichen Ausführungen über Knochenfärbung und Altersdatierung, was um so dankenswerter war, als Heller damit die kürzlich von G. Brunner in Abhandl. d. Bayr. Akad. d. Wissensch., Math.-naturw. Kl., N. F., H. 60, 1951 zu diesem Fragenkomplex gemachten Ausführungen klar widerlegte.

Wie jeder Ausgräber weiß, bieten die in diluvialen Erdschichten eingelagerten Faunenreste eine ganze Farbskala von weiß-gelber über rot-braune und dunkelbraune bis zu fast schwarzer Färbung, und Brunner deutet diesen Befund dahin, daß Färbung und Alter in enger Beziehung zueinander stehen, daß also etwa, je dunkler die Knochen gefärbt sind, sie ein um so höheres Alter besitzen. Kommt verschieden gefärbtes Knochenmaterial in einer Schicht zusammen vor, so soll daraus auf Vermischung und Störung zu schließen sein. Heller erläuterte demgegenüber die außerordentlich komplizierten Vorgänge, die zu verschiedenartiger Färbung des Knochenmaterials führen. So tritt etwa bei längerem Liegenbleiben an der Luft bereits Bleichung der Knochen ein. Auch bei Verwesung im Wasser bleiben sehr aufgehellte Knochen zurück. Die erfahrungsgemäß häufig auftretende rötlich-braune Färbung kann zum Teil darauf zurückgeführt werden, daß die Knochen primär im Tier schon stark pigmentiert waren. Ausschlaggebend ist ferner, in welchem Zustand und unter welchen Einwirkungen Knochen in eine bestimmte Ablagerung gelangen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß etwa organische Stoffe wie Leim, Gelatine u. a. auch in den Schichten in geringer Menge vorhanden sind und daß ebenfalls durch stark humose Stoffe eine Abfärbung hervorgerufen werden kann. Soweit eine gänzliche Schwarzfärbung vorliegt, ist diese immer nur bei sehr kleinen und harten Knochenfragmenten zu beobachten. Bei chemischer Auflösung bleibt Kohlenstoff zurück. Es handelt sich dabei um die sogenannten Knochenbriketts, die in Feuernähe lagen.

Neben den durch organische Stoffe hervorgerufenen Färbungen erfolgten solche auch auf anorganisch-mineralogischem Weg. Besonders färbend wirkte sich das Eisen aus, ebenfalls Mangan. Von Bedeutung für die Farbenskala der Knochen ist ferner die Verschiedenartigkeit des sie einhüllenden Gesteins und die Frage, ob es sich um lockere oder festere Gesteine handelt, da sich hierbei das Eisen als färbendes Element verschieden verhält. So ist es z. B. möglich, daß in sehr hellen Schichten die Knochen dunkel oder in etwa kakaofarbenen Schichten hell gefärbt sind. Wichtig ist weiter, in welcher Gestalt das Eisen vorliegt und daß es gelöst werden kann, wobei die Lösungsfähigkeit u. a. wieder von der Durchfeuchtung abhängt. Der Klimawechsel innerhalb des Quartärs spielt daher selbstverständlich eine wesentliche Rolle.

Endlich ist die Knochenfärbung abhängig von der inneren Struktur der Knochen selbst. Das mehr harte Knochenmaterial alter Tiere verhält sich anders als das mehr weiche junger Individuen. Härtere Knochen, auch innerhalb desselben Skelettes, färben im allgemeinen wenig. Ein Knochen verhält sich eben anders als ein anorganischer Gesteinseinschluß.

So ist die Knochenfärbung ein nie abgeschlossener Vorgang, was auch aus der gelegentlich zu beobachtenden späteren Entfärbung und Aufhellung gefärbt gewesener Knochen hervorgeht. Heller konnte seine Ausführungen mit der Folgerung schließen, daß sich für den ganzen verwickelten Prozeß der Knochenfärbung keine allgemeine Gesetzmäßigkeit aufstellen läßt und daß es nicht möglich ist, eine Altersdatierung der Knochen auf Grund ihrer Färbung vorzunehmen. So bedeutet auch das gelegentlich zu beobachtende Nebeneinander verschiedener Farbtöne in einer Schicht keineswegs ohne weiteres Vermischung; ja, oft läßt sich, bedingt durch die komplizierten Vorgänge, an ein- und demselben Knochen Hell- und Dunkelfärbung feststellen.

In der anschließenden Diskussion wies L. Zotz auf die Wichtigkeit der getroffenen Feststellungen auch für das Knochenmaterial aus jüngeren vorgeschichtlichen Perioden hin (vgl. Mitt. Anthropol. Ges. Wien LXII, 1932, S. 210 ff). W. von Stokar nahm zur Frage der „Briketts“ Stellung. Sie waren geröstet und entwickelten Dämpfe zur Mückenbekämpfung. Damit berührte von Stokar eine in der Urgeschichtsforschung gerade bei der Auswertung der Lage von Siedlungsplätzen oft in ihrer Wichtigkeit unterschätzte Frage. K. Andersen als Zoologe betonte die auch bei rezenten Tieren zu beobachtende primäre Verschiedenartigkeit der Knochenfärbung, und Heller knüpfte daran die Frage, ob diese auch vom Fell abhängen könne. Von Stokar hob weiter auf die Wichtigkeit der sogenannten Grundlagenforschung ab. Das Knochenmark etwa sei von Bedeutung, da es bei der Blutbildung eine Rolle spiele. Auch der Flußsäuregehalt sei wichtig. Die auch in diesem Jahr erfolgte Teilnahme einiger Mediziner gab den Diskussionen eine fruchtbare Bereicherung. So führte E. Emminger-Augsburg aus dem Bereich der Humanmedizin an, daß unter etwa 100 Schädeln vier abnorm gefärbt seien, und zwar auf Grund von Stoffwechselstörungen. Zuckerkrankte z. B. besitzen ein ockergelbes Schädeldach. Etwa bei Unfällen läßt sich Eisenfärbung des Schädels beobachten, und zwar dann, wenn der Kopf nach unten gehangen hat und Blut in ihn hineinschoß. Braunfärbung wird auch durch Porphyrin hervorgerufen. So ist also durch Erkrankung die Veränderung der Knochenfärbung ebenfalls gegeben.

W. von Stokar-Koblenz stellte in seinem Vortrag über Rückschlüsse auf die Nahrung des diluvialen Menschen zwei Hauptfragen in den Vordergrund: 1. War die Ernährungsbasis des eiszeitlichen Menschen breit genug oder herrschte in seinem Nahrungshaushalt Not, abgesehen von den wenigen Tagen schwelgerischer Prasserei nach erfolgreicher Jagd? 2. Wie sind die häufig überlieferten „Knochenmagmen“ zu deuten?

Als Ausgangspunkt der Untersuchung diente der Jungpaläolithiker der letzten Eiszeit, von dem genügend Skelettmaterial vorliegt. Als Gewichtszahlen legte von Stokar nach Weinert für den Mann der letzten Eiszeit  $\pm 70$  kg zugrunde. Um Zahlenwerte über

den Nahrungshaushalt dieses Menschen zu gewinnen, sind die Reihenuntersuchungen, die von Amerikanern, Norwegern und Dänen bei den Lappen und Eskimos, deren Lebensweise der des endeiszeitlichen Menschen ja noch weitgehend ähnelt, durchgeführt worden sind, von großer Wichtigkeit. Danach benötigt ein Mann von 70 kg Gewicht, meist in frischer Luft lebend und mit einer klimaangepaßten Kleidung versehen innerhalb von 24 Stunden bei einem Jahresmittel von 5°, d. h. am Polarkreis und damit während des Eiszeitalters in den damals klimatisch entsprechenden Räumen, um überhaupt existieren zu können, folgende Stoffe: 186 g Eiweiß, 171 g Fett und 568 g Kohlehydrate. Nun ist aber Fleisch nicht gleich Eiweiß, wie es der Körper braucht. Von Stokar legte seinen weiteren Betrachtungen das Rentier zugrunde, das weitgehend die Ernährungsbasis des endeiszeitlichen Menschen darstellte, wie es noch heute zum großen Teil diejenige von Lappen- und Eskimostämmen ist.

Unter der Berücksichtigung, daß Wild die minderwertigste Fleischnahrung darstellt, müßte der Mensch unseres Klimas in 24 Stunden, um leben zu können, also nur, um zu atmen, das Herz schlagen zu lassen, zu verdauen, Zellen zu erneuern usw., folgende Mengen zu sich nehmen: 685 g Renfleisch für Eiweißzufuhr, 5850 g Renfleisch für Fettzufuhr oder 130 g Nieren- und Bauchfett vom Ren, 1162 g Renleber für Kohlehydratezufuhr. Bei einem Jahresmittel von nur 5° jedoch werden vom Ren benötigt: 925 g Fleisch für Eiweißzufuhr, 8550 g Fleisch für Fettzufuhr oder 196 g Nierenfett, 1874 g Renleber für Kohlehydratezufuhr.

Danach belief sich also die Tagesration eines Eiszeitjägers, wenn er nur Fleisch hatte, auf 8,5 kg Rentierfleisch; hatte er Fett genügend, so reichten 925 g Fleisch. Bei fehlenden Kohlehydraten waren zusätzlich 324 g Fett notwendig. Legt man nun eine Menge von 8,5 kg Rentierfleisch pro Mann und Tag zugrunde, so würde eine Sippe von 10 Köpfen mit Frauen und Kindern höchstens 85 kg pro Tag notwendig gehabt haben. Danach hätte ein Ren etwa drei Tage gereicht.

Selbstverständlich kann die einfache Regeneration des Körpers nicht allein für diese Berechnungen genügen, sondern es ist zu berücksichtigen, daß für die Arbeitsleistung des Rentierjägers, der ja sein Wild erst einmal erlegen mußte, auch Nahrung notwendig war, die Kraft erzeugte, ist doch Nährwert und Verbrennungswert durchaus zweierlei. Nun ist Renfleisch mit das kalorienärmste, und auf Kalorienbasis umgerechnet, war der Energiebedarf eines Jägers in frischer Luft etwa 7500 Kalorien. 8 kg Renfleisch entsprechen 8000 Kalorien, so daß der Körper sogar mehr hatte, als er brauchte. Diese Berechnung würde fast zu glatt aufgehen, wenn man den großen Mangel an Kohlehydraten nicht berücksichtigte.

Aber auch diesem Mangel gleich dem an Vitamin D wußte der jungpaläolithische Mensch zu begegnen, und zwar auf folgende Weise: 1. Er nahm die Kost komplementär zu sich, d. h. er aß vom Tier alles, was unter der Decke lag und nicht Knochen war. Er aß also die Leber, die besonders reich an Kohlehydraten und allen Vitaminen ist, er aß die Drüsen zur Regelung des Hormonhaushaltes, ferner den Mageninhalt des Rens, der ja noch heute bei den Lappen ein besonderer Leckerbissen ist, stellt doch die vom Ren vorwiegend aufgenommene Rentierflechte eine äußerst konzentrierte Nahrung dar. 2. Der Mensch nutzte alle Kohlehydrate aus, deren er habhaft werden konnte, d. h. er verwandte die Pflanzen zur Vervollständigung seiner Ernährung, darunter Betulasträucher mit ihrem zuckerhaltigen Saft. Sicher aß er die Krähenbeere, die Vitamin C enthält und zugleich skorbutbewahrend ist. Die aus der ostspanischen Kunst bekannte Darstellung einer Honigsammlerin deutete von Stokar als Beispiel für die Plünderung der Wildbienenstöcke in Waldgegenden, um somit den Zucker in Reinkultur zu gewinnen. Hinweisend u. a. auf die Darstellung eines Wildgrases von Espelugues, fragte von Stokar: „Und warum sollte der Mensch der letzten Eiszeit eigentlich keine Wildgräser gesammelt

und warum sollte er daraus nicht schon weitere Konsequenzen gezogen haben?" Die umstrittenen *Triticum*-funde von Mühlhofer wären ad acta zu legen, wenn nicht aus einer Feuerstelle des Magdalénien von der Höhle in Scharzfeld Parallelfunde vorhanden wären. Stokar deutete dieses weitgreifende Problem nur an, ließ aber an seiner eigenen positiven Einstellung zur Frage diluvialer Getreidekörnerfunde kaum einen Zweifel. (Vgl. v. Stokar in *Quartär II*, 1939, S. 101 ff.)

Trotz der Versuche des eiszeitlichen Menschen, seine einseitige Nahrung auszugleichen, ist dies nicht restlos gelungen, und von Stokar sieht darin den Grund für Krankheiten und die niedere Lebenserwartung. Seiner Ansicht nach barg diese Ernährungsweise einen schweren Krankheitsherd in sich, vor allem verursacht durch die starke Eiweißüberfütterung und die Überfütterung mit Parinbasenstickstoff. Als fatale Folgen seien z. B. nachgewiesen die Gicht, ferner Rachitis am Skelettmaterial von Spy und Krapina, Knochentuberkulose ebenfalls in Krapina, sowie Arthritis deformans.

Zusammenfassend schloß von Stokar, daß der Nahrungstisch des diluvialen Menschen zwar reichlich gedeckt war, daß er aber an Einseitigkeit litt. In diesen Zusammenhang baute von Stokar am Ende seines Vortrags ein zweite, den Prähistoriker unmittelbar interessierende Frage ein, und zwar die der sogenannten Knochenmagmen, wie eines in der Nähe des Tagungsortes selbst, am Martinsberg bei Andernach, seinen Niederschlag fand. Das Problem, das man allerdings schon weitgehend als gelöst betrachten darf, steht in ursächlichem Zusammenhang mit der Ernährung. Jagte der eiszeitliche Mensch ganze Herden über Klippen, deren klassischste Solutré ist, um sie an den Steilhängen zum Absturz zu bringen und dann in Massen zu töten? Gab es überhaupt ein solches Massentöten, das weit über den Bedarf der Jäger hinausging und bei dem aus der überreichen Jagdbeute nur die besten Stücke herausgesucht wurden? Nur von den Primitiveskimos ist eine derartige Jagdmethode bekannt, die allerdings auf der Vorstellung beruht, daß jedes Tier, dessen man habhaft werden kann, getötet werden muß, weil ein etwa entkommendes andere Rudel warnen könnte. Nichts indes beweist eine solche Vorstellung für das Paläolithikum. Stokar vertrat in Verbindung mit seinen vorhergegangenen Ausführungen den Standpunkt, daß im Paläolithikum schon deswegen keine Massenjagd stattfand, weil sie gar nicht notwendig war. Vielmehr entstanden die großen Knochenablagerungen verschiedener diluvialer Tiere, vor allem von Wildpferd, Mammut, Bison, Höhlenbär u. a. etwa in La Micoque, in der Castillo-Höhle, in der Romanelli-Grotte, in Pfladmost, Unterwisternitz, Langmannersdorf, Krems und anderswo durch die allmähliche Anhäufung vieler Jagdzugreste im Laufe einer langen Zeitspanne, in der diese Orte immer wieder aufgesucht wurden. Und etwa dort, wo es sich um angebliche Massenjagd durch Abstürzen über Steilklippen handeln soll, ist festzustellen, daß die Fundstellen im Windschatten des Berges liegen, der während der Eiszeit Mensch wie Tier anzog. Dort war ein Hauptjagdgebiet, und dorthin kamen auch durch die Jagd vergräunte Tiere immer wieder zurück; wenn nicht nach Tagen, so doch nach Wochen oder Jahren. Dort wurden sie vom Menschen erlegt und verzehrt und so entstanden im Laufe von Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden die großen Knochenmagmen. Die Vorstellung einer Massenjagd ist gänzlich absurd.

Von Stokars Vortrag fand ein besonders lebhaftes Diskussionsecho. Teilweise wurden in ihm wertvolle Ergänzungen zum Thema vorgebracht (Lessing, Heller, Hennig zu Ernährungsfragen; Freund und Baudet zu Solutré, jener Fundstelle riesiger Knochenmagmen, die später von den Teilnehmern der anschließenden Frankreich-Exkursion selbst in ihrer einmaligen Situation studiert werden konnte und wo die Knochenanhäufungen ganz einwandfrei im Windschatten des Berges liegen; Zotz zur Frage eines primär oder sekundär in einer paläolithischen Schicht in Mauern eingelagerten *Triticum*-fundes). Teilweise ließ die Diskussion aber auch kritische Meinungen vernehmen, wie sie besonders von medizinischer Seite vorgebracht wurden. E. Emminger

stellte in Abrede, daß der menschliche Organismus, der so ungeheuer anpassungsfähig ist, überhaupt Eiweißschädigung bekommen könne. Eventuell seien doch andere Gründe für das kurze Lebensalter des diluvialen Menschen maßgebend; denn die augenblicklich so reichhaltige und vielseitige Ernährung zeige z. B. eine Anhäufung der Krankheiten gegenüber der schmalen Kost der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Emminger bezweifelte ferner den Nachweis von Tuberkulose an diluvialen Skelettmaterial. Bei Lappen und Eskimos etwa ist der Tuberkelbazillus erst eingeschleppt und nährt sich hier durch die Störung des einmal vorhanden gewesenen Gleichgewichts. Emminger wies ferner darauf hin, daß sich viele Knochenerkrankungen besonders gut erhalten und daß durch diesen Umstand ein vielleicht unrichtiges Bild über die Häufigkeit von Krankheiten an fossilem Material entsteht.

Man durfte mit von Stokar allgemein dem Wunsch Ausdruck geben, das vorhandene diluviale Skelettmaterial möchte einmal nach neuesten Gesichtspunkten auch von medizinischer Seite bearbeitet werden.

Einen Beitrag rein geologischen Inhalts bot K. Brandt-Herne mit einem Referat über unbekanntere periglaziale Frostbodenerscheinungen im Ruhrgebiet, das durch ausgezeichnete Farblichtbilder eine gute Demonstration erfuhr. In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellte Brandt seine Ansicht von der Entstehung der Brodeltaschen aus Eiskeilen. Die Diskussionsredner (Heller, Krüger, Zotz, Müller, Freund) führten ergänzend Beispiele ähnlicher Brodelböden oder verwandter periglazialer Erscheinungen, wie sie Brandt aus dem Ruhrgebiet erläutert hatte, aus anderen Gegenden an; und Brodelböden der von Brandt demonstrierten Typen konnten später während der Exkursion in besonders schöner Ausprägung auf dem klassischen Fundgelände von Chelles bei Paris studiert werden.

Ebenfalls von den geologischen Disziplinen her, brachte der Vortrag von F. Trusheim-Straubing (vgl. S. 141 des vorliegenden Bandes) die Bestätigung der von Zotz und Freund (vgl. Bayerische Vorgeschichtsblätter, Heft 18/19, 1951) seit längerem behaupteten rezenten Entstehung der angeblich paläolithischen Felszeichnung im Kleinen Schulerloch bei Neu-Essing im Altmühltal, die schon auf dem letztjährigen Kongreß in Regensburg zur Debatte stand. Trusheims völlig unabhängig davon gewonnene Ergebnisse dürften dieser schon ins Unliebsame abgleitenden Streitfrage ein Ende bereitet haben, zumal sich inzwischen auch Breuil in ablehnendem Sinn geäußert hat.

Die Reihe der prähistorischen, die altsteinzeitlichen Kulturen behandelnden Vorträge, war auch in diesem Jahr vor allem regional weit gespannt. Frau L. Rothert-Bochum referierte auf Grund der gleichzeitig in Quartär VI, S. 1 ff. erschienenen Arbeit von Miß Wormington über die Altsteinzeit Nordamerikas und ihre Silexformen. Die amerikanische Prähistorikerin hatte eigens zu diesem Vortrag eine Reihe der kennzeichnenden Leitformen der Sandia- und Folsom-Kultur teils in Originalen, teils in Abgüssen nach Koblenz gesandt. Die Hauptergebnisse der noch jungen nordamerikanischen Altsteinzeitforschung können in der zitierten, von Frau L. Rothert übersetzten Arbeit nachgelesen werden.

In der Diskussion hob L. Zotz eine Reihe weiterer, z. T. ganz neuer Literatur zum einschlägigen Problem hervor und bemerkte mit dem Hinweis auf H. Groß die möglicherweise auf Grund der Radiokarbon-Methode zu jung angesetzte Datierung mancher Funde. Die auch von L. Rothert aufgeworfene Frage nach der Herkunft der zweiseitig bearbeiteten blattartigen Typen als früheste Silexformen des nordamerikanischen Paläolithikums, ergänzte G. Freund mit der sonst kommentarlosen Bemerkung über die sehr späte Zeitstellung von Blattformen im ausgehenden Paläolithikum vom Wercholenker Berg bei Irkutsk.

In einem groß angelegten Vortrag und jeden Prähistoriker wahrhaft bewegend, schuf J. Baudet - Paris Grundlage und Verständnis für all jene neuen Forschungsergebnisse, die die von ihm seit Jahren der Wissenschaft laufend präsentierte „Art rupestre de l'Ile de France“ bietet, die auf der nachfolgenden Exkursion der Gesellschaft einen unvergeßlichen Höhepunkt der Reise durch Frankreich darstellte. Die seit 1947 in den Gebieten von Aisne, Loiret, Seine-et-Marne und Seine-et-Oise entdeckten und erforschten mehr als tausend Höhlen und Abris in quarzitischen Sandsteinen des Tertiärs bieten der Erforschung der ur- und frühgeschichtlichen Kunst ganz neue Perspektiven. Früheste Gravierungen in einwandfreiem Kontakt mit mittelpaläolithischen Kulturschichten einerseits, gut sichtbare Übergangsphasen von mesolithischer zu neolithischer Bildkunst andererseits, umreißen die eminente Wichtigkeit dieser neuen Entdeckungen in chronologischer Hinsicht. Dazwischen schalten sich Gruppen von Felskunst jungpaläolithischen und epipaläolithisch-mesolithischen Alters, so daß in der Ile de France Stilabfolgen vom Mittelpaläolithikum bis in neolithisch-„protohistorische“ Zeit in vielleicht einmaliger Ausprägung vorliegen. Der überraschend reiche Symbolgehalt, die Vielfalt anthropomorpher Darstellungen gibt dieser, sich in ungezählten Gravierungen dokumentierenden Kunstprovinz ihre besondere Bedeutung. Nur eine einzige Malerei steht dem bisher gegenüber, und zwar aus dem Abri du Croc-Marin bei Montigny-sur-Loing. Es handelt sich dabei nicht um eine Arbeit von großem künstlerischem Wert, aber ihre stilistische Ausprägung erlaubt die Zuweisung zu einer Aurignacien-Périgordien-Phase, und sie ist überdies von um so größerer Wichtigkeit, als es sich um die bisher am weitesten nördlich gelegene paläolithische Malerei Frankreichs handelt.

Baudet hat bereits in zahlreichen kürzeren Abhandlungen und auf mehreren Kongressen zu den vielfältigen Fragen dieser Felskunst in der Ile de France Stellung genommen. In Koblenz bewegte vor allem der in mehreren Abris gelungene stratigraphische Nachweis, daß die älteste Gruppe dieser Felskunst, bestehend aus tief in den Sandstein eingeschnittenen senkrechten und parallel nebeneinander verlaufenden Rillen, einem Mittelpaläolithikum aus dem Levallois-Moustérien-Kreis zuzuweisen ist. Damit ist für das Problem der gesamten eiszeitlichen Kunst, ihrer Entstehung und ihres Ursprungs, eine völlig neue, ja möglicherweise umwälzende Erkenntnis gewonnen. Nicht mehr das Aurignacien gibt sich damit als der Schöpfer frühester Kunstspuren — denn als solche wird man die bezeichneten Rillen anzusprechen haben — zu erkennen, sondern eine mittelpaläolithische Kulturgruppe, die Baudet ans Ende des letzten Interglazials datiert, bietet der Wissenschaft mindestens eine der Quellen der paläolithischen Kunst und zudem die bisher nachweislich älteste.

Baudet legte in seinem Vortrag großen Wert auf die Darlegung seiner stratigraphischen Erkenntnisse, die er später bei der Exkursion im Gelände an Ort und Stelle nochmals demonstrieren konnte. Seiner stark geologisch ausgerichteten Arbeitsweise, in deren Rahmen auch genaue Schichtanalysen im Gange sind, werden stratigraphische Irrtümer kaum unterlaufen, und so gehören Baudets Forschungen vielleicht mit zum Wichtigsten, was in den letzten Jahren an Erkenntnissen auf dem Gebiet des Paläolithikums gewonnen wurde. Einer später für Quartär vorgesehenen eigenen Arbeit von Baudet soll hier nicht zu sehr vorgegriffen werden. (Über die wichtigsten chronologischen Ergebnisse vgl. J. Baudet in „Bulletin de la Soc. d'Anthr.“, T. II, X. Série, 1951, p. 56—66.)

Die Diskussion zu Baudets Vortrag bewegte sich vor allem um die Frage des Ursprungs jener ältesten Kunstspuren (Zotz, König, Freund), wie auch um die eindringlichen Dokumente spätmesolithischer-neolithischer Gravierungen mit z. T. starken Beziehungen zur Dolmenkultur (Hülle).

In die vielfältige Problematik der Feinchronologie für das Jungpaläolithikum der iberischen Halbinsel führte der Vortrag von L. Pericot-Barcelona „La signification de la Grotte de Parpalló et les plus récentes trouvailles paléolithiques dans le Levant“

Espagnol". Im Anschluß an das Buch der Berichtstatterin über die Blattspitzen des Paläolithikums in Europa stellte Pericot die verwickelte Fragestellung für das spanische Solutrén eingangs in den Vordergrund und wertete erneut die grundlegend wichtige Stratigraphie der Parpalo-Höhle aus. Ergänzend wichtig sind neuere Forschungen in der Höhle Las Mallaetas, die eine ähnlich vollständige Kulturabfolge wie die Parpalo-Höhle bietet. Auch hier ist das Solutrén zwischen Gravettien und Epigravettien eingeschlossen. Ebenfalls in der ganz neu erforschten Höhle von Barranc Blanc wird das Solutrén von einem Gravettien überlagert. Pericot, bekanntlich einer der Hauptverfechter der afrikanischen Herkunftstheorie des Solutrén, betonte in bezug auf die Gegenargumente in dem zitierten Buch von G. Freund allerdings ebenfalls die noch immer bestehende Unsicherheit in der Stratigraphie und Datierung des einschlägigen nordafrikanischen Fundstoffes. Doch führte er nach neueren Grabungen durch die amerikanische Forschung in Tanger festgestellte gestielte Spitzen im Solutrén als weitere Stütze seiner afrikanischen Ursprungstheorie an, gestand aber zu, daß letztlich diese Frage noch weitgehend ungelöst sei und man auf brauchbare stratigraphische Ergebnisse aus Nordafrika warten müsse.

Zur Frage des seit Jahren lebhaft diskutierten Alters der ostspanischen Kunst vertrat Pericot die Anschauung, daß es eine Verbindung zwischen dieser und der frankokantabrischen Kunst geben müsse, daß der Beginn der Levantekunst im Magdalénien läge, ihre Blüte jedoch erst im Epipaläolithikum.

Den immer wieder auftauchenden Komplex afrikanisch-iberischer Kulturbeziehungen im Paläolithikum und Mesolithikum scheute sich Pericot nicht, in dankenswerter Mühe an Hand vergleichender Chronologietabellen verschiedener Autoren für Nordafrika so weit als möglich zu klären und diesem System sein eigenes Chronologieschema für Spanien einzufügen. Das iberische Gravettien würde danach dem nordafrikanischen Levallois-Moustérien parallel laufen, das mittlere Solutrén Spaniens dem unteren Atérien bzw. Moustérien (nach Vaufrey). Das spanische obere Solutrén entspräche je nach dem zum Vergleich herangezogenen Schema Nordafrikas dem dortigen unteren bis mittleren Atérien, dem Moustérien oder, entsprechend der Chronologie Breuils, dem Capsien. Die verschiedenen Stufen des spanischen Epigravettien ergeben bei der Parallelisierung noch schärfere Diskrepanzen. Sie entsprechen teils dem Atérien, teils dem Capsien, nach der Chronologie Breuils dem Neolithikum mit gestielten Spitzen vom Typus Parpalo.

Pericots Vortrag wurde mit besonders herzlichem Beifall aufgenommen und die Diskussion ergab den Willen zu gesteigerter Zusammenarbeit.

Seit Beginn der Tagung hatte die von H. Krüger - Gießen vorgenommene Auslage noch unbekannter paläolithischer Funde aus Hessen die Aufmerksamkeit der Tagungsteilnehmer auf sich gezogen, und besonders in den Vortragspausen wurde über das ausgestellte Fundmaterial lebhaft debattiert. Der Vortrag Krügers unterrichtete über die genauen Fundumstände der an zahlreichen Plätzen Oberhessens als Oberflächenfunde geborgenen Stücke und versuchte eine erste typologische Interpretation, die starke Beachtung fand. Das inzwischen auch durch Luttrupp bereicherte Paläolithikum aus der Umgebung von Ziegenhain bildete mit einer Reihe von gleichfalls vorgelegten Neufunden eine wertvolle Ergänzung. Damit erweist sich Hessen als neues Fundgebiet altpaläolithischer Geräte in Mitteleuropa, von dem man zwar bedauern wird, daß es bisher keine stratigraphische Sicherung gibt, das aber formenkundlich doch eine starke Bereicherung des deutschen Altpaläolithikums bedeutet. Ohne der im nächsten Quartärband erfolgenden Publikation des Fundmaterials durch H. Krüger vorgreifen zu wollen, sei doch im Anschluß an seinen Vortrag und diesem folgend bemerkt, daß genau wie die Ziegenhainer Funde das gleichfalls wie diese vorwiegend aus feinkörnigem Quarzit bestehende Material aus Oberhessen rein typologisch mehrere Kulturstufen präsentiert.

Wie bei den erstgenannten ist der allergeringste Teil zweifellos jungpaläolithisch, einiges wohl auch mesolithisch; die Mehrzahl der Funde jedoch stellt ein Altpaläolithikum wiederum verschiedener Ausprägung dar. Unter den Faustkeilen dominieren trianguläre und herzförmige Formen. Daneben fallen kleine herzförmige Fäustel vom Moustérientyp auf, denen sich einige Handspitzen an die Seite stellen. Hochschaber und diskusförmige Schaber und Nuklei begegnen wie bei Ziegenhain, und den dortigen blattförmigen Schabern entspricht vom Fundort Birklar des oberhessischen Materials ein tiefweiß patiniertes blattförmiges Gerät mit beiderseitiger Flächenretusche. Acheuléen, Levalloisien, Moustérien, Prae-Solutréen sind jeweils typologisch vertreten, aber die Entscheidung, um wieviele primäre Siedlungsphasen es sich gehandelt hat, wird durch die Verstreutheit der einzelnen Fundorte sehr erschwert. Krüger deutete das Problem Treis in seinem Vortrag an, und er scheint entschlossen zu sein, dieser verworrenen Frage nicht aus dem Weg zu gehen, sondern sie fruchtbringend zur chronologischen Interpretation des neu angefallenen Fundstoffes auszuwerten. Liefert Hessen einmal Funde in situ, so wird es ein neues Zukunftsland deutscher Altsteinzeitforschung sein.

Die Diskussion um die oberhessischen Funde beschränkte sich nicht nur auf den Vortrag Krügers und auf die Zeit der Koblenzer Tagung, sondern sie dauerte fort auch in Frankreich, als Prof. Baudet in Paris und auf Grund seiner Grabungen in der Ile de France stratigraphische Anhaltspunkte auch für das oberhessische Quarzitalpaläolithikum vermitteln konnte.

Es mag von manchen vielleicht mit Skepsis und Mißfallen aufgenommen werden, von den Wissenschaftlern der Hugo Obermaier-Gesellschaft aber wurde es begrüßt, daß W. Hülle-Reutlingen nach so vielen Jahren zum Problem Ranis wieder das Wort ergriff und über die Blattspitzenkulturen von Ranis im Lichte der derzeitigen Forschung sprach. Nach allgemeinen Einführungen über die seinerzeitigen Grabungen ging Hülle auf das schon zitierte Buch von G. Freund über die Blattspitzen ein und akzeptierte den dort unterbreiteten Vorschlag, die spätaltpaläolithischen Blattspitzenindustrien unter dem Begriff des Prae-Solutréen zusammenzufassen. Das sei hier deshalb vermerkt, weil zu diesem Vorschlag ein gar so vielfältiges Echo erfolgte. In ausländischen Fachkreisen, vor allem in jenen, die sich mit den so schwierigen Problemen der Blattspitzen enger befaßten, scheint bei weitem die Zustimmung zu überwiegen, wenn man dabei Österreich, wo es allerdings kaum Blattspitzen gibt, ausnimmt. Was die deutschen Verhältnisse angeht, so scheinen zum mindestens die unterdessen neu bekannt gewordenen Stücke die nomenklatorische Brauchbarkeit dieses Begriffs — denn nur um diese ging es bei dem von G. Freund gemachten Vorschlag — zu beweisen. In dieser Richtung äußerte sich auch Hülle, der sich bekanntlich jahrelang mit ähnlichen Problemen beschäftigte. Wenn daher ganz neuerdings R. Pittioni in einer „Besprechung“ (vgl. *Mitteil. d. Anthrop. Ges.*, Wien, Bd. LXXXII, S. 174) das Prae-Solutréen kurzerhand ablehnt, so kann aus der Form seiner Ablehnung nur bedauernd geschlossen werden, daß er das rezensierte Buch gar nicht gelesen hat.

Die weiteren Ausführungen Hülles befaßten sich vor allem mit der Datierung der Raniser Blattspitzenkultur, für die er nach wie vor an einem interglazialen Alter festhielt. Er stützte diese Ansicht vor allem durch einen typologischen Vergleich einiger markleebergähnlicher Formen aus der Raniser Blattspitzenschicht. Wenn es auch begreiflich ist, daß Hülle nur ungern die von ihm seit vielen Jahren vertretene Anschauung hinsichtlich der Altersansetzung von Ranis aufgibt, so dürfte er doch die neueren Erkenntnisse, vor allem die speziell für Ranis auf geologischem Weg von Utescher erzielten Ergebnisse nicht übersehen. Das betonte G. Freund in der Diskussion, an der sich auch Baudet und Heller beteiligten. Die Gesellschaft sah in Hülles Vortrag einen neuen Auftakt zur endgültigen Bearbeitung von Ranis, auf die die Wissenschaft schon so lange wartet.

Auf der diesjährigen Tagung trat die Gesellschaft lediglich mit einem Festvortrag ihres Präsidenten L. Z o t z an die Öffentlichkeit. Die Ankündigung des Themas „Ewiges Europa — Urheimat der Kunst“ fand in der Koblenzer Bevölkerung ein so starkes Echo, daß der Vortragssaal des Amerika-Hauses die Besucher nicht faßte und deshalb leider viele wieder umkehren mußten. Der mit zahlreichen ausgezeichneten Lichtbildern demonstrierte Vortrag, der in einen philosophisch-kunsthistorisch weitgespannten Rahmen eingebaut war, brachte viel Neues, was man in dem heute so oft behandelten Thema über die eiszeitliche Kunst nicht zu hören gewohnt ist. Viele haben diesen Vortrag nicht nur als eine wissenschaftliche Bereicherung, sondern als ein Erlebnis empfunden, auch solche, denen die Materie der paläolithischen Kunst durchaus nichts Neues war. (Inzwischen als Broschüre erschienen im Röhrscheid-Verlag, Bonn 1953.)

Die einzige während der Tagung selbst stattgefundene Exkursion beschränkte sich auf einen Besuch des Fundplatzes und Aufschlusses von Kärlich. Unter der dankenswerten geologischen Führung von Herrn Michels von den Kärlicher Ton- und Schamottewerken und den prähistorischen Erläuterungen von Stokars wurden vor allem die mächtigen, aus mehreren Lößzonen bestehenden Deckschichten und die besonderen Fragen der vulkanischen Ausblasungen diskutiert.

In der Mitgliederversammlung wurde der Jahresbericht des Präsidenten entgegengenommen. Die erfreulich steigende Mitgliederzahl und das dank dem Entgegenkommen des Röhrscheid-Verlages möglich gewordene Erscheinen von Quartär VI seien als besondere Positive vermerkt. Der Schatzmeister K. W. Kramer erstattete den Kassenbericht und erhielt Entlastung. Einstimmig wurde beschlossen, eine vom Herrn Oberbürgermeister der Stadt Reutlingen ergangene Einladung zur Tagung 1954 anzunehmen. Die Mitglieder regten die Durchführung von Auslandsexkursionen an, die alle ein bis zwei Jahre stattfinden sollen. Als weiteres korrespondierendes Mitglied wählte die Versammlung Prof. Hallam L. M o v i u s jr. von der Harvard-Universität in Cambridge, U.S.A.

War auch im Hinblick auf die große anschließende Exkursion das Tagungsprogramm in Koblenz verkürzt, so darf man doch feststellen, daß der Kongreß das wissenschaftliche Niveau hielt, wie es schon 1952 bei der ersten Tagung der Gesellschaft in Regensburg bestimmend gewesen war.

Am Morgen des 10. April traten unter der wissenschaftlichen Führung und organisatorischen Leitung von L. Z o t z und Gisela Freund 30 Mitglieder der Gesellschaft in einem Reisebus die Exkursion zu urgeschichtlichen Fundstätten und Museen Frankreichs an. Der erste Tag führte bis Paris.

Am 11. April vormittags fand dank des großen Entgegenkommens von Abbé B r e u i l eine ins Einzelne gehende Führung durch die paläolithische Studiensammlung des Institut de Paléontologie Humaine statt. Prof. B a u d e t, der ständige französische Begleiter der Exkursion scheute keine Mühe, die zahlreich vorgebrachten Einzelwünsche bei der Führung durch die Sammlungen des Instituts zu befriedigen. In seinen eigenen Arbeitsräumen demonstrierte Baudet im Anschluß an seinen Koblenzer Vortrag das Originalfundmaterial aus den Grotten der Ile de France. Aus dem mittelpaläolithischen Fundstoff dieses Gebiets ergaben sich mancherlei Anregungen für das oberhessische Quarzitalpaläolithikum.

Am Nachmittag führte Baudet zu dem klassischen Fundgelände von Chelles (vgl. Breuil in Quartär II, 1939, S. 1 ff.), wo in zwei Kiesgruben die komplizierten Lagerungsverhältnisse der altpaläolithischen Horizonte, sowie die besonders schön ausgebildeten Frostbodenerscheinungen studiert wurden.

Der 12. April gehörte der Besichtigung zahlreicher Grotten und Abris in der Ile de France. Prof. Baudet geleitete in sein ureigenstes Arbeitsgebiet. Unter den Hunderten von gravierten Höhlen hatte er jene ausgewählt, die mit dem Autobus erreichbar und zugleich am sinnfälligsten geeignet waren, seine in Koblenz gebotenen Darlegungen zu beweisen. Aber nicht nur der schier unwahrscheinliche Reichtum dieses Gebietes an prähistorischer Kunst beherrschte die Eindrücke dieses Tages, sondern auch die malerisch-romantische Landschaft mit ihren lieblichen Tälern, den Blockmeeren aus quarzitischen oligocänen Sandsteinen mit ungezählten Höhlen und Abris.

Bei Maisse in der Nähe von Milly wurden zwei Abris besichtigt, beide mit mesolithischen Gravierungen, von denen die der einen Höhle vor der Ausgrabung ganz mit Kulturschichten des Tardenoisien bedeckt waren. Als Beispiel neolithischer und „protohistorischer“ Gravierungen zeigte Baudet die Grotte de Prinvault bei Boigneville. Die Höhle liegt im heutigen Talniveau, während die im Mesolithikum gravierten Grotten durchweg höher liegen. Im allgemeinen zeigen sich auch die mesolithischen Gravierungen tiefer und schärfer eingeritzt, während die neolithischen, die nicht mit einem Silex, sondern mit einem Kalkstein ausgeführt wurden, im Kontur verschwommener sind. Auf der Fahrt nach Nanteau sur Essonne wies Baudet bei Chantambre auf den westlichsten Fundort der Bandkeramik hin, wie auch sonst gelegentlich Fundstellen jüngerer prähistorischer Perioden ebenso wie kunst- und baugeschichtliche Denkmäler mit besichtigt wurden.

In der Felsenlandschaft von Nanteau liegen zahlreiche gravierte Höhlen und Abris, wie die meisten der bisher von Baudet erfaßten 1300 gravierten Grotten, noch namenlos. Auf einem Plateau zieht sich eine deutlich sichtbare Mauer in Gestalt von senkrecht in den Boden gestellten großen Gesteinsblöcken hin. Keramikreste ergaben eine Datierung ins Altneolithikum. Eine Reihe von Höhlen und Abris in der unmittelbaren Umgebung dieses Plateaus enthalten Gravierungen aus verschiedenen Perioden. Die frühesten Zeichen in Form senkrechter Rillen stehen bei gesicherter Stratigraphie in Kontakt mit Mittelpaläolithikum.

An der Straße von Nanteau nach Milly liegt bei Buthiers eine größere Höhle, in der seit kurzem planmäßige Ausgrabungen stattfinden. Sie erbrachten unter einer protohistorischen Kulturschicht vier Horizonte des Mesolithikums, darunter oberes Solutréen und an der Basis ein typologisch schwer einweisbares Altpaläolithikum in Gestalt einer Quarzitzkultur. Nach Baudet ist der in der Ile de France vielfach greifbare Kontakt zwischen Mesolithikum und Neolithikum nicht in Gestalt einer genetischen Verknüpfung zu denken, vielmehr dürften sich die Mesolithiker beim Eindringen der Megalithbevölkerung in diese Felsgebiete zurückgezogen und dort die neolithische Keramik zunächst als Fremdgut übernommen haben.

Die Grotte de la Croix du petit homme bei Larchant bietet eines der Beispiele, wo sich neolithische Gravierungen über den mehrfach genannten mittelpaläolithischen Rillen befinden. Gerade die Betrachtung dieser Rillen führte immer wieder zu lebhaften Diskussionen. Sind solche ersten Zeichen aus dem Glauben entstanden, eine Ansicht, die Frau Marie König mit vielen Argumenten vertrat? Stand also am Anfang der Kunst die Abstraktion? Oder handelt es sich bei diesen frühesten, stets als senkrechte Rillen ziemlich gleichmäßig wiederkehrenden Spuren um Gebilde, die etwa durch die Bearbeitung organischen Materials wie Holz u. a. entstanden sind, die also ursprünglich einer Nutzbarkeit ihre Entstehung verdanken, dann aber wohl im künstlerischen Sinn weitergebildet wurden? Wie solche Rillen in der Tat zu Zeichen weiterentwickelt worden sind, beweist u. a. eine Entdeckung Baudets in einer Höhle bei Le Bally. Dort gesellen sich in einer Schicht des Moustérien zu den senkrechten Rillen an der Felswand waagerechte Strichverbindungen.

Im Wald von Fontainebleau liegt bei Montigny die Grotte du Croc-Marin, wo inmitten aufgelassener Steinbrüche das Höhlendach erhalten blieb. Es trägt eine einzige farbige Malerei, über die in Baudets Koblenzer Vortrag bereits berichtet wurde. Die Besichtigung bildete zugleich den Abschluß dieser unvergeßlichen Wanderung durch die Ile de France. Jeder Teilnehmer war sich bewußt, etwas Neues und für die Altsteinzeitforschung Wesentliches gesehen und während der Diskussionen die starke Aktivität prähistorischer Forschung miterlebt zu haben.

Über Blois, Tours und Poitiers, deren reiche Kunstdenkmäler im Rahmen des Möglichen besichtigt wurden, wurde am Abend des 13. April Angoulême als Ausgangspunkt für den Besuch einiger bedeutender Fundstellen in der Charente erreicht.

Die folgenden Tage gehörten dem Paläolithikum, der eiszeitlichen Kunst und der Morphologie der felsigen- und höhlenreichen Landschaften an Charente, Vézère und Dordogne. Am 14. April führte Monsieur Pierre David zunächst zu dem hinreichend berühmten Abri la Chaire à Calvin bei Le Mouthiers mit seinen eindrucksvollen Schichtaufrissen und den Tierreliefs an der Wand des Abris. Auf der Rückfahrt nach Angoulême wurde an dem Solutréenfundplatz des Abri Combe à Roland haltgemacht. Den reichen Fundstoff von La Chaire à Calvin zeigte Monsieur David am Mittag im Museum in Angoulême, von wo er anschließend die Gesellschaft ins Tal der Tardoire geleitete. An den smaragdgrünen Touvre-Quellen erläuterte David die Geologie jener besonders starken Karst-Quelltöpfe. Von hier führte David zu den wichtigen Fundstellen von La Chaise. Die Stratigraphie der erst in den letzten Jahren systematisch erforschten Grotte Suard wurde mit ihrer Abfolge von zehn verschiedenen geologischen Schichten und den beiden darin eingeschlossenen Moustérienhorizonten eingehend erläutert. Diejenigen Exkursionsteilnehmer, die bisher nicht Gelegenheit hatten, sich mit paläolithischen Fundplätzen Frankreichs an Ort und Stelle zu befassen, erhielten in La Chaise eine erste Vorstellung von dem für mitteleuropäische Verhältnisse fast unvorstellbaren Reichtum des französischen Paläolithikums.

In seiner Sommerwohnung in Vouthon führte Monsieur David den bisherigen Fundstoff von La Chaise vor und bewirtete die deutschen Kollegen in unvergleichlicher französischer Gastfreundschaft mit dem Wein dieses gesegneten Landes. Gegen Abend ging es weiter nach Périgueux, wobei die berühmten Fundstellen von Bourdeilles, Chancelade u. a. seitlich liegen blieben.

Den zur Besichtigung der an Kulturdenkmälern so reichen Stadt Périgueux freigestellten Vormittag des 15. April benutzte die Mehrzahl der Teilnehmer zum Besuch des dortigen Museums mit seinen reichen paläolithischen Sammlungen. Auf der Weiterfahrt zur Vézère stand der Besuch der Fundstellen von Laugerie-Haute und Laugerie-Basse bei Les Eyzies im Mittelpunkt. Die einmaligen Aufschlüsse von Laugerie-Haute interpretierte Monsieur E. Peyrony. In Les Eyzies, das dann Ausgangspunkt für den Besuch mehrerer berühmter Fundstellen im Vézère- und Dordognetal sein sollte, wurden am selben Tag noch die paläolithischen Sammlungen des Museums besichtigt.

Der 16. April sollte sich zu einem ähnlichen Höhepunkt gestalten wie jene Tage in der Ile de France und der Charente. Um Zeit zu gewinnen, wurden am Vormittag die Teilnehmer in zwei Gruppen aufgeteilt. Monsieur S. Blanc, Les Eyzies, führte die eine Gruppe nach Font-de-Gaume, Prof. Zotz die andere nach La Mouthe. Am Nachmittag übernahm Monsieur Blanc die Gesamtführung zu einer wahrhaft unvergeßlichen Fahrt. Über St. Cyrien wurde das im ganzen Glanz des Frühlings prangende Dordognetal erreicht. Entlang des Flusses ging es vorüber an den Schlössern von Baynac und Castelnaud auf die Höhe zu dem mittelalterlichen Städtchen Domme, von wo ein weiter Blick ins Dordognetal die für den Prähistoriker unerläßliche Übersicht über die Morphologie der Landschaft gewährte. Über Vitrac und vorüber an der Dordogneschleife bei Montfort wurde die Straße nach Gourdan eingeschlagen. Dank des besonderen Entgegenkommens

von Monsieur Blanc konnten hier die erst im vergangenen Jahr entdeckten Malereien in der Grotte de Cougnac besichtigt werden. Die im Périgordienstil ausgeführten und teilweise solchen des unweiten Cabrerets nahestehenden Malereien sind noch unpubliziert.

Über Sarlat ging es dem Höhepunkt dieses Tages und der gesamten Exkursion zu: Lascaux bei Montignac. Für diejenigen, die Lascaux noch nie gesehen hatten, war der Besuch der Höhle ein denkwürdiges Erlebnis. Er war es aber kaum weniger für diejenigen, die Lascaux bereits kannten. Gegen Abend, als der störende Massenbesuch der Höhle von Menschen aus allen Ländern vorüber war, betrat die Gesellschaft das Innere des Berges, und Monsieur Blanc bereitete eine Führung, die allen unvergessen bleiben wird. Auf der Rückfahrt nach Les Eyzies grüßte der Felsen von Le Moustier in der Abenddämmerung.

Auf Wunsch der Teilnehmer sollte der Höhepunkt der Exkursion zugleich mit einem kleinen Abschiedsabend von den französischen Freunden der Gesellschaft verbunden sein. Am Abend in Les Eyzies dankte Prof. Zotz Monsieur Blanc, dem einmal von deutscher Seite viel Unrecht und Leid zugefügt worden war. Die Worte, die Blanc als Erwiderung fand, werden bei denjenigen von Eindruck bleiben, die sie in ihrer feinen sprachlichen Nuancierung wirklich verstanden. Aus dem Kreis der deutschen Teilnehmer ergriff Regierungspräsident Dr. Gebhard aus Bayreuth in französischer Sprache das Wort zum Dank vor allem an Prof. Baudet, der jederzeit hilfsbereit soviel zum guten Gelingen der Fahrt beigetragen hat. Prof. Dr. Fleischer, Erlangen, dankte in herzlichen Worten der Exkursionsleitung. Jener Abend in Les Eyzies wurde so sehr zu einem Bestandteil der gesamten Fahrt, daß er auch an dieser Stelle festgehalten werden sollte.

Am 17. April früh begann die lange Rückfahrt nach Nordosten. Über Montignac und Le Lardin wurde Brive erreicht, wo Prof. Baudet Abschied nahm. Über Tulle und Ussel ging die Fahrt durchs Centralplateau mit seinen noch schneebedeckten Puys und den schon frühlinggrünen, mit Narzissen übersäten Wiesen, nach Clermont-Ferrand und ostwärts weiter in Richtung Lyon. Am Abend trafen die Teilnehmer in Mâcon ein.

Die frühen Morgenstunden des 18. April galten dem Besuch von Solutré bei Mâcon. Der Felsen wurde bestiegen, um Klarheit über die Plateauverhältnisse und das im Windschatten des Berges liegende Fundgelände zu gewinnen. In Anlehnung an die Ausführungen von Stokars in Koblenz dürfte es niemanden mehr zweifelhaft gewesen sein, daß die alte Theorie des Massentötens von Pferden durch Absturz über die Felsenklippen nur noch der Geschichte der Forschung angehört.

Auf der Fahrt dem Doubs-Tal zu wurde der berühmten Kathedrale wegen in Bourg unterbrochen und dann über Poligny, Bésançon, Belfort und Colmar am Abend Straßburg erreicht. Hier endete offiziell die erste Auslandsexkursion der Hugo Obermaier-Gesellschaft.

Die vielfältigen Eindrücke dieser Reise, die fast überreiche Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse, kommt vielleicht am besten in den Worten eines Fachkollegen zum Ausdruck, der in seiner langjährigen Berufstätigkeit viele Exkursionen mitmachte. Er gestand, nie an einer Fahrt teilgenommen zu haben, wo er wie auf dieser fast alle Fragen, seien sie nun prähistorischer, geologischer, paläontologischer, botanischer, kunsthistorischer, historischer oder philologischer Art gewesen, eine Antwort erhalten habe, und zwar seitens der so verschiedene Wissenszweige vertretenden Exkursionsteilnehmer selbst.

Gerade in dieser Erfahrung kommt nach Abschluß der Koblenzer Tagung und Frankreich-Exkursion am sinnfälligsten die breite Basis zum Ausdruck, auf der die Hugo Obermaier-Gesellschaft, die gerade in der Synthese mehrerer Disziplinen einen Fortschritt erstrebt, zu arbeiten sich vorgenommen hat.